

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1930

213 (13.9.1930) Wissenschaft und Bildung Nr. 37

Das Leiden am Ich

Von Will Scheller

Mehr und mehr kommt die Einsicht zur Geltung, daß die Menschheit eine entscheidende Krise durchmacht — daß politische und wirtschaftliche Wirren, wie eifrig auch immer an ihrer Beruhigung gearbeitet wird, daß wissenschaftliche und ethische Wandlungen, wie sorgfältig auch immer an ihrer Deutung gewirkt wird, letzten Endes nichts anderes befragen als einen in ihrer gegenwärtigen Verknüpfung wie nie zuvor geäußerten rapiden Zerfall des Menschen mit der Schöpfung. Der Rationalismus des neunzehnten Jahrhunderts empfängt seine Quittung in einem unerhörten Zusammenbruch der Kultur: der Mensch im Wahn, durch den Kritizismus zur Vollkommenheit des Denkens und Wissens zu gelangen, treibt auf diesem Spleen im Leben umher wie eine Nuschale im Ozean, unfähig, praktische Aufgaben des Daseins geistig zu lösen; der Mensch im Wahn, durch Eroberung stofflicher Kräfte Herr der Welt zu werden, hat sich als Sklave seiner Maschinen wiedergefunden — die Materie ist, statt gebändigt zum Diener, entfesselt zum Götz und zum Tyrannen der Menschheit geworden, die nicht mehr weiß, wie sie die Dämonen bannen kann, die sie gerufen hat.

Jeder einzelne spürt die Folgen dieser zweiseitigen Entfremdung des Menschen mit der Weltordnung, der eine äußerlich, im Alltagsleben, der andere innerlich, in der Lebensstimmung, die meisten aber, ohne sich darüber klar zu werden, woher die Unrast kommt, die sie empfinden und mit Sport und Tanz, Reisen, Rauschgiften und Wagnissen oft bedenklicher Art zu überdauern trachten. Sie wissen nicht, daß sie an sich selbst leiden, an der Spaltung des Lebensgefühls, hervorgerufen durch die Entzweiung der beiden Welten, in denen der Mensch nun einmal leben muß, der geistigen und der stofflichen, deren Verfestigung und Trennung von einander eine doppelte Moral in allen Dimensionen des Daseins, von den Problemen der Einzelseele bis zu den Fragen der internationalen Politik, hat entstehen lassen — einen Zustand des Chaos und der Anarchie, der nur durch eine grundsätzliche Abkehr von den ihn kennzeichnenden Zerwürfen geändert werden kann, wenn sich es darum handelt, eine Katastrophe, ärger noch, unausdenklich grauenvoller als der Weltkrieg, vielleicht in letzter Stunde abzuwenden.

Denn es geht nicht mehr darum, daß die Staaten und Wirtschaftsgruppen Verträge untereinander schließen, die, stets nur Kompromisse, das Übel doch nicht bei der Wurzel fassen. Es kommt vielmehr darauf an, daß jeder einzelne bei sich selbst anfängt, den Zusammenhang mit dem Ganzen wieder zu suchen, aus dem gelöst zu sein seine persönliche Krankheit wie diejenige aller und alles ändern ist. Wie aber soll er das fertigbringen, da er nur gelernt hat, vielerlei zwar zu erkennen, dabei aber doch er selbst zu bleiben, wie ein Maler, der wohl eine Mutter Gottes malt, dabei aber fortfährt, an Saeckel zu glauben? Ist er nicht, der heutige Mensch, wie ein Wanderer, der, in eine fremde Riesenstadt gekommen, nicht weiß, wohin er sich wenden soll, und ausschaut nach einem Menschen, dem er vertrauen und von dem er hoffen darf, daß er ihm den rechten Weg weisen wird? Denn die Dinge liegen doch so, daß eben die nächsten Zugänge zur Befreiung verbaut sind und einer, der etwa in der Kirche die Erlösung suchen möchte, ver-

lernt hat, ohne Scheu an diese Tür zu klopfen; überhaupt ist die Scheu, die Scham, ja, die Angst vor jeder Eingabe der eigenen, ihrer selbst bewußten Persönlichkeit an eine Sache oder ein Wesen das typische Merkmal des Menschen, dem der Nerv zwischen Geist und Tat zerschnitten ist, weil er, ohne es zu wissen, im Zug der Zeit die Mitte des Lebens losgelassen hat und nun ratlos in einer Welt steht, deren Dualismus ihm unlösbar erscheint.

Wie er nun so dasteht, hilflos schier im Gewirr der Gegenwart, ergeht ein Ruf an ihn — eine freundliche Stimme dringt zu seinem Ohr durch den Lärm der Zeit, und ihm ist, als käme so etwas wie Ordnung in die Wildnis um ihn her. Diese Freundesstimme tönt aus einem Buch, das ein Mensch dieser Zeit, Wilhelm Michel, geschrieben und mit dem Namen „Das Leiden am Ich“ (Carl Schünemann, Verlag, Bremen) versehen hat. Dieses Buch, das, wie es auf der Titelseite bekundet, Anweisungen und Betrachtungen zur praktischen Geistesführung geben will, handelt zunächst von einem Menschen, der selbst am eigenen Leibe, an der eigenen Seele und am eigenen Geiste das erlitten hat, woran die ganze Menschheit heute krankt, von einem Menschen, der den Abfall von der Lebensmitte, die Aufgabe nämlich der Beziehung zum göttlichen Lebensgrund an sich selbst erlebt und darin jene furchtbare Leere durchgefostet hat, die sich aus dem Verlust der tieferen, ja, der einzig echten Wirklichkeit — der Einheit des Bewußtseins mit Gott in allen Dingen und Wesen der von ihm geschaffenen und geordneten Welt — notwendig ergeben muß. Und es zeigt, dieses Buch vom „Leiden am Ich“, dieses Spiegelbild des Menschen der Neuzeit, wie die Zerlegung des Lebens zu überwinden und die verlorene Unschuld des Bewußtseins, wie das Gleichgewicht der Seele, beruhend auf dem Gehorham gegen die gottgewollte Verchränkung von Geist und Stoff, zurückgewonnen werden kann von jedem, der Ohren hat, zu hören, und Augen, um zu sehen.

Freilich ist das nicht so zu verstehen, als ob Wilhelm Michel nun ein neues Dogma aufgestellt und einen Katechismus dazu geschrieben hätte. Schließlich ist, was er sagt, so alt wie die Welt und schon von vielen Weisen des Ostens und des Westens, nur anders, gesagt worden. Aber er spricht aus dem Leben für das Leben, und das macht seine Philosophie der Erlösung vom Zerfall des Menschen mit der Welt so wichtig für alle, denen es darauf ankommt, ernstlich zu einem inneren und dauerhaften Frieden und zu einem tätigen Einssein mit der Welt zu gelangen. Er redet auch nicht von sich selbst allein, wenn er aus seinem Leben berichtet, sondern von dem allgemein Menschlichen und Wesentlichen darin, und so kommt er zu ganz wunderbaren, in ihrer einfachen und überzeugenden Art geradezu klassischen Definitionen etwa der Angst oder der Phänomene des Bewußtseins. Und dann zeigt er auch an Beispielen bedeutender Geistesmänner, wie der Abfall des einzelnen vom Ganzen den Charakter der Größe annehmen und als tragisches Geschick erscheinen kann. Immer aber bleibt in seinen Gedanken, die er nicht aus systematischer Abstraktion, sondern aus gegenständlicher Betrachtung heraus entwickelt, die Kardinalfrage sichtbar, die Frage nach der Existenzberechtigung des Einzelwesens, die sich nur aus der persönlichen Beziehung zum Weltganzen, zu Gott, beantworten läßt und die Frage nach dem Schicksal der Menschheit in sich schließt, das im Einzelwesen

wurzelt, wie dessen Schicksal in der Gesamtheit. Für Wilhelm Michel ist der Mensch im Wissen halb, im Glauben ganz. Es kommt also darauf an, die Barrikaden der platten Vernunft zu erklimmen, um die Freiheit des Lebens zu gewinnen, um mit dem Leben wieder eins zu werden. An das Leben, an einen Sinn im Leben glauben heißt aber, an Gott glauben. Die letzte Einsamkeit des Ich im Menschen grenzt an das Erlebnis der Zweisamkeit, an das Du im Ich, das im Gebet ausgesprochen wird. Diese Erkenntnis, und nicht die Hybris der Vernunft, die sich in der Erkenntniskritik verlaubbart, ist das Mittel und der Weg einer Erlösung, die die Menschheit seit Jahrtausenden kennt, im Laumel aber ihres sogenannten Fortschritts — Fort-, nämlich Wegschreitens vom Wahren und Wesentlichen — vergessen und dadurch die bedrohliche Situation heraufbeschworen hat, in der sie sich befindet. Das reiche und tiefe Buch von Wilhelm Michel gibt dem einzelnen den Boden wieder, den er unter den Füßen verloren hat, und auf dem allein er stehen kann, um für das Ganze und mit dem Ganzen zu wirken. Einfache Wahrheiten sind es, die er hier erfährt. „Unjere Heimat ist die Liebe“, heißt es einmal, und ein anderes Mal: „Unser Leben ruht in der Gemeinschaft.“ Ein Leben außerhalb Gottes ist nicht erdenkbar, deshalb muß es in allen Situationen ehrlich durchgelebt und mit echtem Handeln erfüllt werden; dann erst kann die Welt wieder zum Frieden kommen, den kein haßerfüllter Pazifismus und kein Völkerbund heraufbeschwören können, denn dann erst ist der Mensch eins mit Gott, dann hat er, in freudiger Hingabe an das persönliche Schicksal, das köstliche Gut gewonnen, das es gibt auf Erden, den Frieden des Herzens, der wahrlich höher ist als alle Vernunft.

Hat die Art der Nahrung Einfluß auf den Zustand unseres Körpers?

Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. A. B. d. e. r. h. a. l. d. e. n., Direktor des Physiologischen Instituts der Universität Halle

Das Interesse an Problemen unserer Ernährung ist aus den verschiedensten Gründen in weitesten Volkstreffen fortlaufend stark gestiegen. Die Kriegs- und Nachkriegszeit mit ihren Nöten waren in dieser Hinsicht eine gute, wenn auch sehr unwillkommene Lehrmeisterin. Es galt, mit den vorhandenen Nahrungsmitteln auszukommen. Der bei Zuhaltung der behördlich vorgeschriebenen Nahrungsmenge eintretende Körpergewichtsverlust lehrte, daß zur Aufrechterhaltung des Körperbestandes eine Nahrungszufuhr notwendig ist, in der die in Frage kommenden Nahrungstoffe in ausreichender Menge vorhanden sind. Ganz besonders stark angefaßt wurde das Interesse an Ernährungsfragen durch die aufsehenerregende Entdeckung, daß, entgegen der bis vor kurzem geltenden Lehre, noch nicht alle zur Aufrechterhaltung des gesamten Stoffwechsels des Organismus notwendigen Nahrungstoffe bekannt sind. Neben Eiweiß, Kohlehydraten, Fett, Mineralstoffen, Wasser und Sauerstoff benötigen wir noch bestimmte Stoffe, die in Spuren unentbehrliche Wirkungen entfalten. (Allgemein unter dem Namen „Vitamine“ bekannt. Red.) Fehlen sie in der Nahrung, dann ergeben sich schwerste Störungen.

Terra sancta

Von Fritz Schöber, Heilbronn

Was für ein regnerischer Hochsommer! Was für kalte Hundstage! Die Sonne schien der an und für sich schon leidenden Menschheit zu zürnen. Unaufhörlicher Regen und Sturm während der Fahrt. Erst hinter Oberhof der oft schon festgestellte Witterungswechsel. Südlich das elende nasse Wetter, nördlich jenseits der Wasserscheide ein allerdings trüber, aber doch regenfreier Abend.

Weimar. Am frühen Sonntagmorgen lacht endlich nach langen Wochen der Entbehrung fröhlich die Sonne. Vom Hotelfenster aus grüße ich den schönen Garten des Hofjünglers Müller, in dem Goethe verschiedene Bäume gepflanzt hat, und wo der Pavillon steht, in dem die Königin Luise auf der Flucht nach der Schlacht von Jena übernachtete. Erster Gang zum Weimarer Friedhof, der in seinem alten Teil aufgelassen ist und auf grünen Rasen besonders zahlreiche Eisenkreuze zeigt, wie auch originelle, zierliche Eisenfassungen um alte Gräber, die dadurch wie geflochtene Körbe aussehen. Zur Kapelle mit der Fürstengruft zieht sich eine stattliche Lindenallee hinauf. Hinter dem Dach leuchtet die vergoldete Zwiebelkuppel der griechischen Kapelle hervor, die in ihrer vielstümmigen Gestaltung an das einfache Mausoleum angebaut worden ist und ziemlich fremdartig wirkt. Durch die vier gotischen Säulen zwischen den beiden betenden Engeln tritt ich hinein in den ziemlich großen, aber nichtsternen Kapellenraum mit seinem Altar. Der Wärter hat Verständnis für meinen Wunsch, daß ich allein in die Gruft gehen will. Und daraus folgert er ganz richtig, daß mir auch keine Erläuterungen erwünscht sind. Nun stehe ich wieder ergriffen an den beiden großen Holzsäulen von Goethe und Schiller, deren einer bekanntlich nur den Kopf Schillers enthält, nachdem in dem Grabgewölbe des St. Jakob-Friedhofs das Gesäpfe des übrigen Körpers nicht mehr zu ermitteln war. Zahlreiche Kränze sind an den Sarkophagen niedergelegt.

Ich sehe an den Aufschriften der Schleifen, daß sie vielfach von Schülern gewidmet sind. Als Zeichen, daß unsere Jugend die Klassiker doch noch zu werten weiß? Im Schein der elektrischen Glühbirnen leuchten die mit lachsrotem Samt überzogenen Särge der Angehörigen des Fürstenaufes. Auch im Tode ist Karl Alexander seinem Goethe nahe geblieben. Gegriffen steige ich die steinerne Treppe wieder hinan, trete hinaus in die grüne Dämmerung des Parkes, welche die Sonne mit ihren goldenen Lichtern herrlich durchbricht. An der Kirchhofwand sind die Familiengräber erhalten. Hier stehe ich zunächst auf die Ruhestätte der Familie Goethe. Ein weißes Marmordenkmal mit einer Nische, in welcher Alma v. Goethe hingestreckt liegt. Wie atmet diese Plastik antiken Geist und tiefen Frieden. Die Totenmaske dieser Enkelin Goethes zeigt aber mit dem verzerrten offenen Mund, den magere Wangen und den eingefallenen Augen, wie sehr die Krankheit den jugendlichen Körper zerstört hat. Im Goethehaus ist ganz nahe bei dem erschredenden Gipsabguß das große Gemälde Almas von Luise Seidler: Ein freies junges Mädchen mit einem Kranz Rosen im Haar. Erschütternd der Vergleich zwischen der Darstellung in Marmor und im Bilde mit des Todes fürchterlichem Ausdruck auf diesem lieben Gesichtchen. Geboren 1827 zerstörte der Typhus diese Mädchenblüte damals in Wähing bei Wien. Es sind fünf Gräber, die sich vor das weiße Marmormonument Almas legen. Mit Walter v. Goethe, geboren 1818, gestorben 1885, erlosch Goethes Geschlecht, „dessen Name alle Zeiten überdauerte“, wie es auf der Grabplatte steht.

Einige Schritte weiter Charlotte v. Stein, Goethes teuerste Freundin, geboren 1742, gestorben 1827. Die Goethe-Gesellschaft hat Frau v. Stein ein einfaches Grabdenkmal errichten lassen. Grauer Sandstein trägt oben ein Marmorrelief der bedeutenden Frau in ihren jungen Tagen, bekränzt mit einer Lorbeergirlande, während der Stein mit einer Marmorvase abschließt. Nur der den Toten immer treue und unverwiltliche Eheur wuchert auf den Ruhestätten des Erb-

gräbnisses derer v. Stein. Lang verfolgt mich der Ausdruck des geheiteten und doch rätselhaften Antlitzes von Goethes Freundin. Am Eingang des Friedhofs ist eine neuere gotische Grabkapelle in ein Erinnerungsmal an die Kriegeropfer umgewandelt worden. Eine wirkungsvolle Figur eines knienbetenden Kriegers steht in dem Raum. Die große Zahl der Namen der Gefallenen an den Wänden erschüttert wie überall. „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lasse für seine Freunde“, steht als Fries in dem Raume angeschrieben.

Und nun zu dem alten Friedhof um die Jakobskirche. Was ist aus dieser Ruhestätte jetzt geworden, nachdem sie früher einen ziemlich vernachlässigten Eindruck gemacht hat! Eine Mauer ist um den Ort des Friedens gezogen worden. Die Wege wurden verbreitert. Auf gepflügtem, grünem Rasen stehen noch einzelne besonders bemerkenswerte und gute Grabdenkmale. An die Kirchenwand lehnt sich die Grabplatte von Luise Granach, die den Meister in lebendigem Relief zeigt. In der Sakristei dieser Kirche ließ Goethe sich am 19. Oktober 1806 mit Christine Vulpius trauen und legalisierte damit sein Verhältnis mit Christiane. Also auch ein Goethe verheiratete die kirchliche Trauung nicht. Abirgend befindet sich auch die Grabplatte des Pfarrers dieser Kirche, Christoph Wilhelm Günther, der dem Ehebund den kirchlichen Segen gab, an der Wand des Gotteshauses. Seit 25. November 1816, also über ein Jahrhundert, ruht nun Christiane hier aus. Das Grab zeigt jetzt eine große Marmorplatte, die mit Geranien und einem breiten Epheuband liebevoll eingefast ist. Zwei Rosensträucher sind zu Säulen eingeseht. Auf der Grabplatte liest man: „Hier ruht Christiane v. Goethe, 1764—1816.“

Du versuchst, o Sonne, vergebens Durch die düstern Wölken zu scheinen! Der ganze Gewinn meines Lebens Ist, ihren Verlust zu beweinen.

6. Juni 1816. Goethe.

